Nr. 46 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1911

Die Wirtin von Heiligenbronn.

Roman von **Hermann Stegemann.**

(Fortsetzung.)

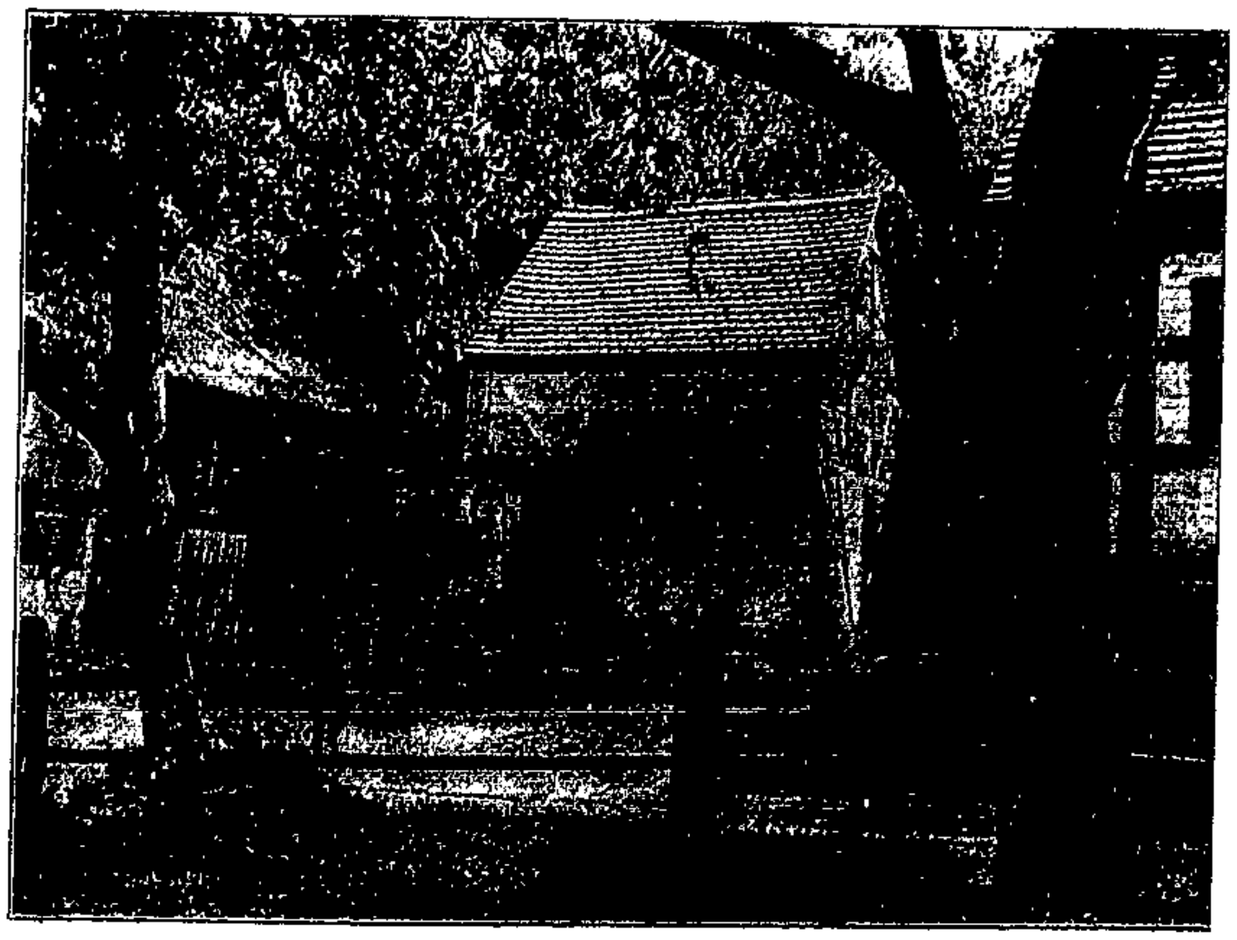
Der Diener kam. Renck gab ihm im plötzlichen Entschluß ein Bündel Akten für die Registratur, das erste, das ihm unter die Hände kam und hieß ihn gehen.

Marie Therese achtete nicht darauf. Ihre Gedanken liefen ins Hozzental, und in diesem Augenblick war's ihr, als hätte der Vater sie gerufen, nicht für sich, sondern damit sie noch einmal die Hozze rauschen höre und den Frühling wachsen sehe in den Bergen. — Auf dem Arbeitstische Rencks stand eine Erdkugel. Renck sah, daß sie den Blick darauf heftete und erklärte, froh der Ablenkung und um Zeit zu gewinnen, daß sein Bruder ihm die Kugel geschenkt habe.

„Der weiß, daß ich ein großer Weltwanderer bin, aber nur in meinen Gedanken, und vor Plänen und Sinnen nicht über ein paar Fußwanderungen in den Bergen hinauskomme. Da hat er mir nun zu meinem vierzigsten Geburtstage diesen Globus geschenkt mit einem witzigen Brief und gefüllt — das Ding ist nämlich hohl — mit allerlei Geschenken. Seither steht die Weltkugel hier und erregt das Staunen sämtlicher Bürgermeister. Ich gelte schon für einen großen Geographen. In meinem Haushalt kommt sie gleich nach dem Cello."

Da stieg in der Frau eine verblaßte Erinnerung auf, und das Hozzental tat sich auf und der Vater stand vor ihr, braun und stark und wies seinem grätigen Kinde den Weg, und sein Horn rief durch das Tosen und Donnern der Hozze, die aus den Schluchten herabrauschte, und die Brücken sprengte und Steine und Strünke wälzte. Und ein junger Mensch stand und hielt ein elfenbeinernes Ding in der Hand, das er als Preis davongetragen hatte, eine Weltkugel, zierlich wie ein bunter Apfel, und er gab es ihr mit auf die Lebensreise, und sie hatte ihn geküßt unter den weißen Frühlingswolken auf der Straße, die durch den frischen Wald und die blühenden Gräser führte, und hat den Kuckuck glöckeln hören in der Ferne und ist mit flatternden Bändern talab gegangen ins Leben. Da trat Renck dicht vor sie hin und neigte sich etwas und sprach mit leiser, warmer Stimme: „Verehrte Frau, ich will Sie nicht bereden, aber ich bitte Sie, lassen Sie den Streit ruhen. Ob die Quelle gebohrt wird, verschlägt nichts. Ich will Ihnen auch nicht in Ihr Recht reden, aber ich meine, das Recht ist strittig, und es hängt nichts daran, daß Sie darum kämpfen."

Sie blickte auf und kehrte zu ihm zurück und dennoch war ihr, als hätten sich ihre Gedanken nicht von ihm entfernt. Eine Stille wob.



Im Oderbruch.

Und sie antwortete ruhig: „Es ist mir nicht um die Ausnützung meines Rechtes. Aber daß mir in etwas hineinregiert wird, was ich und die Meinen allein besitzen, das kränkt mich, und darum treib ich's jetzt."

„Gewiß, ich sage ja, ich fühl's Ihnen nach. Ich könnte vielleicht nicht so sprechen, wenn wir uns fremd wären, und doch muß ich mich auch hüten, Sie zu bitten, damit ich Ihre Entschließung nicht beeinflusse, gerade weil wir einander näher gekommen sind. Sehen Sie, es ist mir nicht darum zu tun, als Beamter einen Streit zu heben, wenn ich das sage. Es ist mehr das Gefühl, die Frau soll nicht an ein einzelnes, an ein kleines Stück ihr Ganzes setzen. Einem Manne könnte ich das nicht sagen."

„Und einer anderen Frau, könnten Sie es einer anderen Frau sagen, Renck?"

Sie war aufgestanden, und es war das freie Hozzentalerkind, das ihm treu und fragend in die Augen blickte.

Er sah die dunklen Sterne sich zur tiefen Bläue klären und das trotzige liebe Gesicht so jung und hell schimmern, und ihr lebendiges Lächeln auf Antwort warten, daß ihm die Wahrheit leicht wurde und ihn froh und glücklich machte, als er erwiderte: „In meinem Leben gibt es keine andere Frau, Marie Therese. Ich bin als ein junger Mensch mit einem leichten törichten Mädchen in die Welt gegangen, ausgerissen, und wär an ihr verblutet, denn sie war nur ein verliebtes Ding und wog nicht voll. Aber andere haben damals für mich handeln müssen und es getan. Der, der mir die Weltkugel geschenkt hat; seither trag ich an der Lehre, denn es ist ein Stück Glauben damit abgerissen worden. Und wenn ich jetzt ein zurückgezogener einsamer Mann bin, so liegt es an dem ersten falschen Weg, auf den ich damals gestürmt bin und von dem mich mein Bruder zurückgeholt hat. Ich hab den Umweg nicht mehr eingeholt."

Marie Therese antwortete nicht. Aber sie ließ ihm ihre Hände, die er mit einer langsamen, offenen Bewegung ergriffen hat. So standen sie und sahen einander an, fanden die weißen Fäden im Haar, sahen und spürten die volle späte Kraft und das ungebrochene Empfinden in den Adern.

Endlich atmete die Frau tief auf, und ein weiches hingebendes Lächeln, wie es noch kein Mann von ihren Lippen pflücken durfte, zog langsam über ihr Gesicht.

„Lassen Sie die Frist verstreichen, lieber Freund. Die Quelle fließt auch so. Ich geh zu meinem Vater."

Er bückte sich über ihre Hände und sagte dann: „Ich danke Ihnen, reisen Sie gut, Marie Therese. Der Tod im Walde wäre ja kein Tod,

aber ich glaube, er lebt." Und sie sprachen nichts mehr, er begleitete sie hinunter.

Franz streckte ihm die Arme entgegen.

„Nein, nein Junge, fahr nur mit der Mutter! Und wenn Du heimkommst, dann bist Du groß gewachsen."

„So groß wie Du!" schrie der Knabe, da stieß der Wagen nach vorn und warf ihn hintenüber, der Mutter in die Arme.

Im Hozzental schlief noch alles, die Matten lagen braun, die Laubwälder starrten kahl, nachtschwarz die Tannenforste, und nur die Hozze rauschte in gelben Güssen frühlingswild über die Steine und strudelte in den Felsentöpfen.

Der Hohe Randen trug noch Schnee auf dem Nacken, aber um die roten Gratwände des Hozzenberges schlangen sich weiße flockige Wolkenbänder, die nur der Frühling kennt.

Der Knabe war still und müde geworden und Marie Therese hielt ihn im Arm, denn der Postwagen stieß und schüttelte. Neuer Schotter deckte die Hozzenstraße, die Grabenränder waren sauber abgestochen, am Waldsaum lagen gelbe Tannenleiber gestreckt und hohe Scheiterbeigen geschichtet.

Als sie über die Hozze fuhren, kehrte sich der alte Postillon, der die Gäule allein traben ließ und sagte: „Er hat noch alles gerichtet, der Strohecker und die Hozze, die wird brozzeln, wenn sie oben in die Faschinen kommt und nicht mehr in alle Malten und Aecker laufen kann. Das hat er malefiz gut gemacht, die Regierung weiß, warum sie ihm eine Belobigung und eine Prämie gestiftet hat."

Davon hatte der Strohecker nie etwas verlauten lassen. Um Marie Theresens Mund lief ein Lächeln.

„Ja, ja, Frau Markwalder, es ist ihm noch nicht zur Leich angesagt! Nur keinen Kummer! Hätten sie die Tann gescheiter gerissen und auf ihn gehört, so wäre er nicht darunter gekommen, und der Knecht hat's nicht verdient, daß der Strohecker ihm zulieb ins Seil gesprungen und ihn beiseite gestoßen hat, sonst wären dem Bläsi alle Knochen zerschlagen worden von dem tollen Baum."

Marie Therese setzt sich gerade. Auch davon hatte sie nichts gewußt. Die Gretherin hatte nach ihr gerufen. Der Brief faßte fünf Zeilen, und die Hälfte war in der Feder geblieben. Der Vater sei unter den Baum gekommen, hieß es darin, und sie wolle es dem Theresle berichten, daß es wisse, was es gelte.

„Ja, so ist's gegangen," bekräftigte der Postillon seine Rede und schlug mit der Peitsche durch die Luft, denn hier bog die Straße scharf um die Ecke, und wenn gerade eine Ladung aus der Säge bergab fuhr, so war es schlimm bestellt um das Ausweichen. Das Echo des Peitschenknalles lief an den Talwänden hin, und der Schall rollte bis zum Hozzenberg, auf dem die junge Sonne tanzte. Da wurde es der Frau in der Postkutsche leicht ums Herz und sie dachte an den Mann, der ihr gesagt hatte: Ich glaube, er lebt.

Die Gretherin stand unter der Tür, als die Postkutsche durch die Dorfgasse rasselte. Sie sah eine Frauengestalt darin und schoß alsbald in die Stube, dem Strohecker die Ankunft seiner Tochter zu melden. Sie hatte ihm bis jetzt noch nicht gesagt, daß sie geschrieben habe nach Heiligenbronn, sondern sich nur in Andeutungen ergangen, für die der Mann kein Ohr hatte. Jetzt trat ihr die Wahrheit auf die Zunge. Da fuhr der Strohecker wetternd in die Höhe, so sündhaft ihn die gequetschte Seite auch schmerzte. Aber plötzlich brach er ab und heischte seine Kleider.

„Um Gottes willen, Franz, was soll's denn?" eiferte die Schwester.

„Ich l i e g nicht vor ihr, bis ich gestreckt lieg und mit den Füßen voraus zu Grab fahr."

Und sie wußte, daß er dabei blieb, so half sie ihm denn in die Schuhe, und als Marie Therese in die Stube trat, da saß der Vater aufrecht in dem einzigen Lehnstuhl und hielt den Nacken gerade, und seine dunklen Augen blickten ihr klar entgegen und brannten über dem schlohweißen Bart, daß es ihr warm übers Herz lief.

„Der Vater ist auf den Füßen?" rief die Tochter und schob den Buben vor sich her, und es war ein Glocke in ihrer Stimme, die läutete eine große Freude ein.

„Grüß Dich Gott, Theresle, und ich verzeih's ihr, daß sie Dich hinaufgesprengt hat, weil sie's vor Zeugen geschrieben haben will, daß ich ihr ein Erb lasse. So sehe ich doch den Buben!"

Und er hob die gesunde Rechte und legte sie dem Franzel, der sich von der Mutter näher drängen ließ, auf den blonden Kopf.

„Daß Dir nichts schwerer wiegt in Deinem Leben, als diese Hand und daß Du ein rechter Mann wirst, das laß Dir wünschen," sprach er, und Marie Therese sah, wie ihm die Brauen zuckten, die allein noch dunkle Borsten aufwiesen.

Dann fragte er nach dem Theresle und seinem Buben, und es begegnete ihm im Gespräch, daß er zwischen den Großkindern und dem Kinde seines Großkindes nicht recht unterschied und allen e i n e Mutter gab, als hätte Marie Therese sie alle geboren.

„Ja, die Gretherin sagt's ja, es ist Zeit, daß ich testier," spottete er grimmig lachend über diese Verwechselung, „aber mich dünkt, der Bursch da ist zu einem Ohm zu klein, und daß das Theresle einen Mann hat, ist schon Wunders genug, nun hat's gar auch schon einen Buben!"

Marie Therese blieb vierzehn Tage im Hozzental, und der Vater stand wieder auf den Füßen, wenn er auch noch keinen Schritt tun konnte ohne Hilfe, als sie sich anschickte, die Heimreise anzutreten. Sie hatte die Tage in sich hineingesonnen, und er hatte sie nicht mit Fragen geplagt. In diesen vierzehn Frühlingstagen aber ist ein Wunder geschehen auf den Bergen. Marie Therese hat auch hier den Frühling einziehen sehen, der in Heiligenbronn schon die Kirschenbäume und die Fliederbüsche mit Blüten übersät hatte. Im Hozzental kam er später des Weges und atmete mit zarteren Düften. Er brachte keine Nachricht mit aus Heiligenbronn, außer einem herzlichen „Gott sei Dank" aus dem Doktorhaus, als sie dort von der Gesundung des Großvaters erfuhren. Und Marie Therese saß still und begehrte keine Botschaft und nichts zu wissen.

Der Vater hielt beim Abschied ihre Hand.

„Es ist Dir ein Dienst gewesen, das Stillsitzen bei mir, so verzeih ich's auch der Schwester noch einmal, daß sie Dich heraufgesprengt hat, und sie soll die Verschreibung über die Lebware haben, wenn's Dir recht ist. Aber das Gütlein bleibt D i r. Und wär's nur, daß Ihr's einmal habet, um Euch selber darauf zu suchen."

Da antwortete sie: „Ich bin alles zufrieden, aber ich weiß, daß der Vater noch lange selber auf dem Hof sitzt, und ich dank ihm für alles, ich nehm ja wieder so viel mit nach Heiligenbronn."

Er blickte ihr ernst, mit einem forschenden Ernst, in die Augen, in denen eine reine Flamme stand.

„Du bist noch jung, Theresle," erwiderte er mit Bedeutung, gleich, als hätte sie ihm etwas gesagt und anvertraut, und es wäre an ihm gewesen, ihr zu antworten und seine Meinung zu sagen.

Eine sanfte Röte zog über ihr Gesicht. Mit dem Buben, dem der Bergfrühling die Backen verbrannt hatte, fuhr sie heim und achtete auch auf ein Unwohlsein nicht, daß sie unterwegs befiel und eine Nacht mit heftigen Schmerzen im Leibe quälte. Baumgart fand sie blasser als bei der Abreise, aber rasch vergaß sie jede Unpäßlichkeit, denn die Saison erforderte ihre ganze Tätigkeit.

Die Eröffnung der neuen Bäder und ein schöner Mai, der den Wonnemonat endlich wieder in seine Rechte einsetzte, taten für Heiligenbronn soviel, daß der Kurort einen neuen Aufschwung nahm, der beispiellos war in seiner Geschichte.

Renck hatte Marie Therese noch nicht wieder gesprochen. Wie im verflossenen Jahre, so hielt er sich auch diesmal im Hintergrund, seit die Saison eröffnet war. Aber sie hatte einige herzliche Worte vorgefunden bei ihrer Heimkehr und sie mehr als einmal gelesen. Der Quellenstreit war vergessen und begraben. Sie erkannte, daß Renck recht gehabt hatte. Die Führung des Hauses erforderte ohnedies ihre ganze Tätigkeit. Kaum daß noch für den Franz Zeit blieb. Und den wollte sie nicht darben lassen.

Die Entwickelung war eine andere geworden. Die Vasallen Maria Theresias erschienen nicht mehr vor dem Badhotel, um ihre Gäste aus dem Ueberfluß zu empfangen, denn das Badhotel mit seinen hundertundachtzig Betten und zweihundertundfünfzig Zimmern faßte eine beträchtlich größere Anzahl von Gästen als früher, und es wäre Marie Theresen auch nicht mehr möglich gewesen, für die Fremden in den Nebenhäusern zu sorgen.

Auch hatten die Heiligenbronner angefangen, besser für sich selbst zu sorgen. Das Beispiel des Badhotels war nicht ohne Folgen geblieben. Der Lammwirt hatte ein neues Stockwerk aufgesetzt, der Gasthof zum Kurfürsten einen großen Anbau erhalten, Feinhals hatte zwei kleine Villen gebaut, und hie und da leuchtete schon ein neues Ziegeldach durch die Bäume.

In diesem Jahre richtete auch Baumgart die Villa Conrad zu einem Sanatorium ein, indem er mit den Besitzerinnen, zwei alten Mädchen, ein Abkommen traf, das ihn zum ärztlichen Leiter des Hauses machte, in dem nur an bestimmten Leiden Erkrankte Aufnahme fanden. Und er hatte auch hier Erfolge und glückliche Kuren zu verzeichnen.

„Ich kann Deiner Mutter den Schmerz nicht ersparen. Die Entwickelung zum Heilbad ist da."

Er sagte es mit aufrichtigem Gefühl, denn er teilte die Meinung seiner Frau, die die Besorgnis ausgesprochen hatte, die Mutter werde die Nachricht übel aufnehmen.

Um so größer war das Erstaunen beider, als Marie Therese ruhig erwidert hatte: „Ich hab's kommen sehen, und was sich nicht aufhalten läßt, kränkt mich nicht. Und daß Ihr die Sache o h n e mich macht, ist für Eure Selbständigkeit das beste."

„Mutter, Du bist großartig! Ich war auf allerhöchste Ungnade gefaßt, aber ich bekenne gern, daß ich Dich immer noch unterschätzt habe. Verzeih mir, es kommt nicht wieder vor."

Der scherzhafte Ton war nur dazu da, die Rührung zu verbergen, die Baumgart bei ihren Worten ergriffen hatte. Er hatte ihr die gelassene Größe der Auffassung nicht zugetraut und war darauf vorbereitet gewesen, ihrer Energie und einem entschiedenen Widerstand zu begegnen. Daß sie nicht aus Schwäche handelte, bewies die unbeugsame Entschlossenheit, mit der sie den gewaltigen Betrieb des Badhotels unter ihrer Aufsicht und Leitung hielt. Und dabei war sie jung mit ihrem Knaben, und die Hauslehrerin, die sie ihm hielt, klagte, daß sie ihr Brot esse, aber nicht verdienen dürfe, denn Frau Markwalder unterrichte und pflege ihr Büblein selbst.

Nur wenn Renck bat, ob Franz ihn besuchen dürfe, dann war das Fräulein diejenige, die ihm den Knaben zuführte. Marie Therese hielt ihren Buben jedesmal lange umschlungen, ehe sie ihn ziehen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wenden.

Von Edmund Fischer.

Jahrhunderte hindurch hat sich in Deutschland bis heute auch eine kleine wendische Sprachinsel erhalten, die in der Niederlausitz zurzeit noch von den Kirchspielen Burg im Spreewald, Briesen, Dissen, Fehrow, Drachhausen, Tauer, Peitz, Lieskow, Kahren, Komptendorf, Hornow, Kottbus, Pagitz, Krieschow, Werben, Vetschau und Burg gebildet wird und deren Grenzen in der Oberlausitz sich von Muskau nach Schleife, von da südlich über Tschelln, Merzdorf, Nochten, Reihwalde, Creba, Weigersdorf, Gebelzig, Gröditz, Kolitz, Nostiz, Kittlitz, Löbau, Hochkirch, Postwitz, Bautzen, Göda, Schmölln, Pohla, Uhyst, Elstra, Krostwitz, Nebelschütz, Kamenz, Marienstern, Rosenthal, Nablitz, Oßling, Witichenau, Hoyerswerda und dann die schwarze Elster abwärts bis Tätschwitz, Geyerswalde und die schlesisch-brandenburgische Grenze entlang sich hinziehen. Der spärliche Rest eines einstmals nach Millionen zählenden, mächtigen Volkes wohnt hier noch beisammen, die alte Volkssprache sprechend, an uralten Sitten, Gebräuchen, Ueberlieferungen teilweise noch festhaltend. Aber nach einem Menschenalter wird von dem Volksstamme der Sorben — die man heute gemeinhin nur die Wenden nennt — kaum mehr übrig sein als die Erinnerung, und die wendische Sprache wird nur noch von Sprachforschern verstanden werden. Die „Wenden" gehen mit raschen Schritten ihrer völligen Auflösung entgegen, und selbst die junge Generation der Muskauer, Löbauer und Schmöllner Landbevölkerung, die 350 Jahre der „Germanisierung" getrotzt hat, obwohl sie unmittelbar neben Deutschen wohnte, nimmt kein wendisches Wesen mehr an, streift die überlieferten Eigenschaften ab.

Nach einer Zählung von Andree betrug die Zahl der Wenden in Deutschland im Jahre 1849 noch 141 649, im Jahre 1869 aber nur noch 137 416 und im Jahre 1871 war sie bereits auf 128 000 zusammengeschmolzen. Bei der Volkszählung am 1. Dezember 1900 wurden noch etwa 100 000 Wenden in Deutschland gezählt. Davon lebten 42,862 in den 297 Gemeinden des wendischen Sprachgebietes in der sächsischen Oberlausitz, gegen 46 895 im Jahre 1880. Von diesen kommt etwa die Hälfte auf den Bezirk Bautzen und der größte Teil von diesen Wenden spricht nur noch gelegentlich einmal wendisch oder gar nicht mehr. Die Dörfer sind meistens sehr klein und nur im westlichen Drittel der sächsischen Wendei gibt es noch rein wendische Dörfer. Man erkennt sie bereits von außen. An die alte Bauweise der Sorben — den Rundling — erinnernd, liegen die Gehöfte dicht gedrängt um einen Mittelpunkt oder an einer kurzen Straße. Sie sind alle rings abgeschlossen und wenden ihre Giebelseiten dem Dorfplatze zu. Das Wohnhaus besteht aus Fachwerk und ist mit Stroh oder Schindel bedeckt. Oft sind unter das überragende Dach noch Gänge aus Fachwerk angesetzt. An das Wohnhaus ist der Stall angebaut, darüber befindet sich der Futterraum. Von den alten Sitten und Gebräuchen werden nur noch einige bei Festlichkeiten gepflegt und so künstlich erhalten. Eine wendische Tracht ist in Sachsen nur noch bei einer Anzahl Frauen zu finden. Von der Wendei in der preußischen Niederlausitz aber erzählt Dr. Franz Tetzner*, es scheine fast, als ob sich im Spreewalde das Sorbentum, wenigstens die Tracht, als Schaustück für die zahlreichen Sommergäste erhielte. Im Reiseführer habe er gelesen, man müsse die Versammlung der wendischen Mädchen vor der Burger Kirche vor Kirchenanfang als etwas Eigenartiges ansehen. Er ging auch hin, fand aber keine Dorfschönen in Tracht, wohl aber viele Berliner, welche sich „den Rummel auch mal ansehen" wollten. In Burg, in der Hochburg des Sorbentums, hörte Tetzner in den Schenken auch kein Wort wendisch mehr.

Noch im Jahre 1887 gab Dr. Oertel in der Nr. 7 der wissenschaftlichen Beilage der „Leipziger Zeitung" der Meinung Ausdruck, nach menschlichem Ermessen werde sich diese Sprachinsel noch Jahrhunderte erhalten. Nun steht ihr rasches Verschwinden fest. Daß sich aber ein kleiner Rest jenes slawischen Volksstammes, der einstmals ganz Sachsen bevölkert und bis Magdeburg und weit darüber hinaus sich angesiedelt hatte, später aber von germanischen Völkern verdrängt, niedergemacht, in die Sklaverei verkauft oder durch Vermischung aufgesogen wurde, viele Jahrhunderte hindurch inmitten der deutschen Nation auf einem winzig kleinen Gebiete als selbständiges Element, mit den ursprünglichen Eigenheiten und der eigenen Sprache erhalten hat, ist gewiß eine interessante Erscheinung, die sich nur dadurch erklären läßt, daß sich diese slawische Enklave auf einige kleine, abseits liegende Bauerndörfer und Gutshöfe beschränkte, die bisher überhaupt keine wesentliche Entwickelung aufzuweisen hatten. Das völlige Verschwinden eines einstmals großen Volksstammes ist aber auch ein historisches Ereignis von Bedeutung.

Die alten Deutschen nannten von jeher, und wo sie immer mit den Slawen zusammentrafen, diese Wenden oder Winden, ebenso, wie wir heute noch die romanischen Völker Wälsche nennen. Nach Sjögren, dem bewährten Kenner finnischer Sprachen, bezeichnen die Tschuchonjen in Finnland, Rußland als Wenäjännaa, d. h. Land der Wenden, und der älteste Geschichtsschreiber seines Volkes, Heinrich der Lette (1226), bezeichnet die Slawen als Wenden. In der Biographie Karls des Großen, die der St. Gallener Mönch schrieb, hießen die Slawen Winedi, Winidi, Wenedi usw., und bei allen germanischen Völkern heißen die Slawen Wenden, Winden, Vinden, Venden oder Vindische. Der Name Wenden ist daher ursprünglich sehr wahrscheinlich kein eigentlicher Volksname gewesen. Aber da die Sorben, welche den wesentlichsten Teil der Elbwenden bildeten, zuerst und am weitesten nach dem Westen vorgedrungen und mit den germanischen Völkern am frühesten und meisten in Berührung gekommen sind, so handelt es sich in der Regel um diese, wenn von den Wenden die Rede ist.

Der eigentlich heimische Namen der Slawen ist Sorben. Die Sorben aber waren ein besonderer slawischer Volksstamm. Karl Haupt ist der Meinung (Sagenbuch der Lausitz), die Sorben hießen so von dem Worte „ten ssorp" (die Sichel, Getreidesichel). Sie sollen sich Sichler genannt haben, weil sie ein ackertreibendes Volk waren. Der Wende selbst nennt sich ssorski — ta ssorska die Wendin — oder ssorbski (ssorsba). Einige Sprachforscher meinen, Serb bedeute auch ein Schwert, die Serben (Sorben) bezeichneten sich als Säbelverehrer, ein kriegerisches Volk. Andere übersetzen ssorski einfach mit „Volk".

Woher die Wenden stammen und woher sie kamen, das weiß man so wenig, wie der Ursprung der germanischen Völker bekannt ist. Tacitus sagt in seiner „Germania": „Ob ich die Völkerschaften der Peuciner, Veneter und Fennen zu den Germanen oder Sarmaten rechnen soll, weiß ich nicht. . . . Schmutz herrscht bei allen und Stumpfheit; der Vornehmen gemischte Ehen impfen ihnen etwas von dem widrigen Wesen der Sarmaten ein. Die Veneter haben viel von ihren Sitten angenommen; denn was sich nur an Wäldern und Bergen zwischen den Peucinern und Fennen erhebt, das durchstreifen sie auf Raubzügen. Sie jedoch sind eher zu den Germanen zu zählen, weil sie Häuser bauen, Schilder tragen und Wert legen auf Uebung und Gewandtheit im Kampfe zu Fuß, was alles ganz anders bei den Sarmaten ist, die auf Wagen und Rossen ihr Leben zubringen."

Die Wenden bildeten auch keineswegs die Ureinwohner Sachsens. Vor ihnen hat ein germanischer Volksstamm, die Hermanduren, das ganze Gebiet vom Riesengebirge bis zum Thüringer Wald, am Fuße des Gebirges sitzend, bewohnt. Wir wissen aber nichts genaues darüber, wann und weshalb die Hermanduren das Gebiet rechts der Elbe aufgegeben haben. Einigermaßen sichere Anhaltspunkte über die slawische und germanische Besiedelung des Gebietes zwischen Saale und Elbe geben uns die Kenntnisse über die Art und Weise, wie ursprünglich die Dörfer angelegt und die Feldfluren verteilt worden waren. Die älteste Dorfanlage und Flurverteilung, die wir in Sachsen antreffen, ist eine germanische, die aller Wahrscheinlichkeit nach den Hermanduren zugeschrieben werden muß und in die vorchristliche Zeit zurückreicht. Dieselbe war auch bei anderen deutschen Stämmen üblich, wie denn Gemarkungen dieses Charakters auch in Thüringen und an vielen anderen Orten sich erhalten haben. Die Ansiedelungen der Slawen zeigen denselben Typus. Die Wohngebäude und Gehöfte sind ganz unregelmäßig gruppiert; kein bestimmter Plan ist eingehalten. Ein jeder baute eben dahin, wo es ihm am bequemsten schien. Analog den Gebäuden ist auch die Flurverteilung eine ganz unregelmäßige. Bei dem reichlich vorhandenen Lande wählte ein jeder nach seinem eigenen Belieben den Ort, wo er seine Furche ziehen und seine Früchte bauen wollte. Die slawische Dorfanlage ist jüngeren Datums: ihr Anfang wird in die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts verlegt, zu welcher Zeit die Slawen eingewandert sein sollen. Die Dorf- und Fluranlagen der Slawen unterscheiden sich zuvörderst dadurch von den germanischen, daß sie einen bedeutend geringeren Umfang haben. Dies ist daraus zu erklären, daß die Germanen in Markgenossenschaften lebten, während bei den Slawen die Familienherrschaft vorherrschte, bei letzteren daher ein geringer Feldkomplex den Bedürfnissen einer geschlossenen Gemeinschaft genügte und eine neue Gemeinschaft gegründet wurde, so oft die Anzahl der Mitglieder ein bestimmtes Maß überschritt. Dementsprechend ist die slawische Dorfanlage von vornherein für eine beschränkte Anzahl von Genossen berechnet, sie nimmt eine Kreisform an, wobei sowohl die Gehöfte als auch der dazu gehörige Grundbesitz fächerförmig angeordnet erscheint. In der Mitte des Dorfes befindet sich der kreisförmige Dorfplatz mit Wassertümpel zur Tränke des Viehes, umgeben von den eng aneinander schließenden Gehöften, die nur an einer einzigen Stelle einen Ausgang freilassen. Ob aber die langgestreckten Dörfer, wo in langer Reihe sich die Häuser zu beiden Seiten der durch das Dorf führenden Straße hinziehen, germanische oder slawische Bauarten sind, darüber gehen die Meinungen auseinander. Denn die lang hingestreckten Dörfer, wo sich an die Rückseite eines jeden Gehöftes die zugehörigen Grundstücke anschließen, findet man auch in Rußland. Wahrscheinlich ist diese Dorfanlage beiden Völkern bekannt gewesen.

Die Hermanduren sollen bereits zu Beginn unserer Zeitrechnung Sachsen verlassen haben. Die Einwanderung der Sorben vollzog sich dann nicht durch Eroberung, sondern unmerklich im Laufe von Jahrhunderten durch Siedelung. Wendische Ansiedler drangen auch weit nach dem Westen vor. Oberfranken war durchweg, Unterfranken bis zum Steigerwald und den Haßbergen von den „Moinwinidis" und den „Ratanzwinidis" besetzt.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Slawen in Deutschland. Braunschweig 1909.

Die Baumwolle.

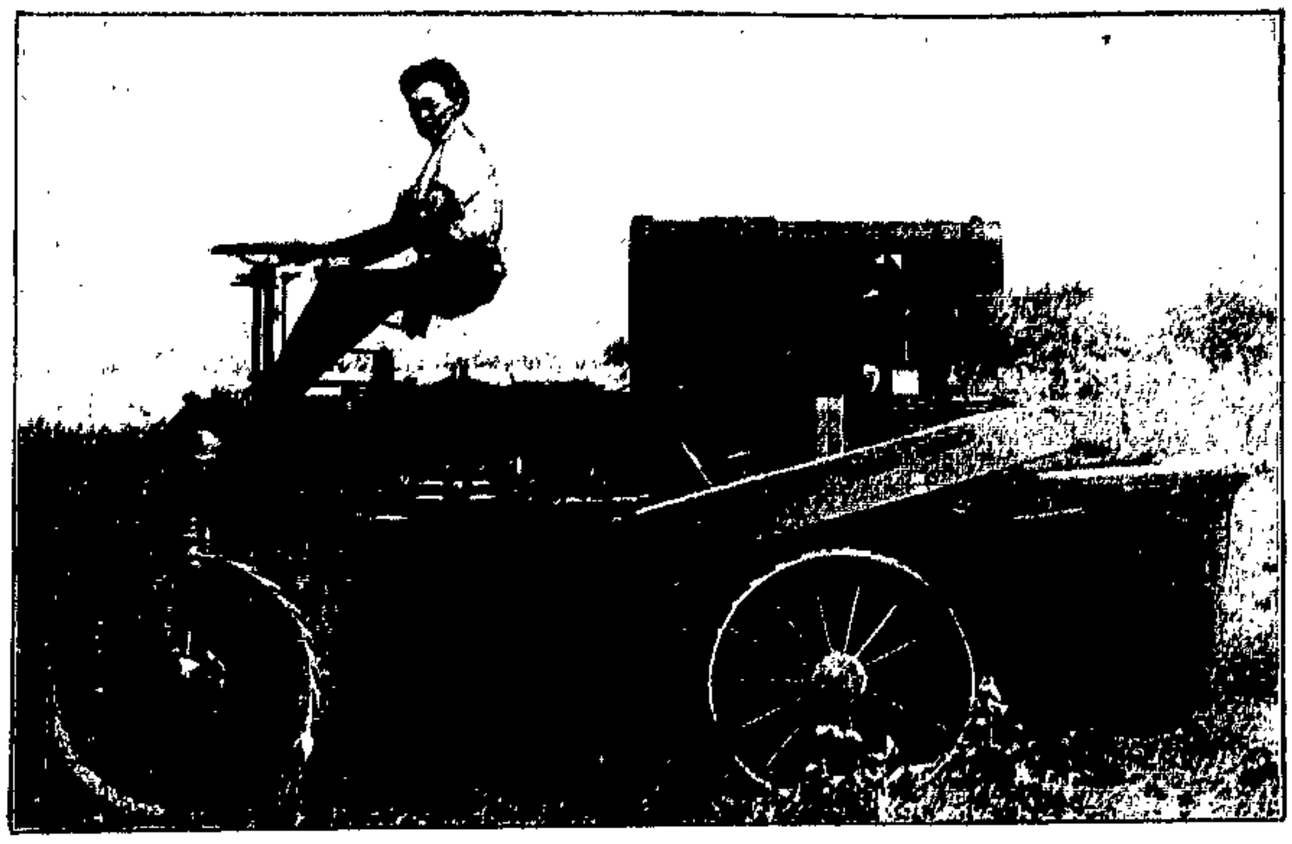
Von H. Jäckel.

Was für eine königliche Pflanze ist die Baumwolle! Die Welt sieht ihrem Wachsen mit Spannung entgegen; der Regen, der auf ihre Blätter niederrauscht, hallt wider in der ganzen Welt; die Gebete der Völker steigen auf zur Sonne, welche sie bescheint; der Frost, welcher sie heimsucht, der Tau, welcher vom Himmel herniedersinkt, werden genau verfolgt, und der Schaden, den ein kleiner Wurm an ihren grünen Blättern verursacht, bedeutet für England mehr als das Vordringen Rußlands im fernen Asien. Sie ist Goldes wert von dem Zeitpunkte an, da ihre zarten Sprossen das Licht der Welt erblicken. Ihre Faser ist für jede Bank bares Geld. Breitet sie ihre Vliese vor der Sonne aus, so erstrahlt das Feld des Pflanzers im Glorienschein."

Mit diesen Worten zeichnete einst ein amerikanischer Schriftsteller die hohe Bedeutung der Baumwolle für das Wirtschaftsleben der Völker.

Tatsächlich gibt es keine textile Faser, vielleicht überhaupt keine Pflanze, welche an Wichtigkeit der Baumwolle gleichkommt. Vom ersten Tage ihrer Aussaat bis zum letzten Erntetage, also volle 9 Monate des Jahres, lauschen unausgesetzt Millionen Menschen des ganzen Erdballes den Nachrichten, welche Tag für Tag der Telegraph aus den Baumwolle produzierenden Ländern übermittelt. 133 384 794 automatisch betriebene Spindeln verwandeln alltäglich mittels Strecken und Drehen 30 000 000 Pfund Fasern zu endlosen Fäden. Jede Spindel dreht sich pro Minute 10 000mal um sich selbst, 2 500 000 Webstühle verbinden die gesponnen Fäden zu Geweben der verschiedensten Art. Der taxierte Jahreswert der Baumwollgewebe beträgt 9 000 000 000 Mark. Von 1 050 000 Ballen à 250 Pfund im Jahre 1790 ist die Baumwollernte der Welt auf 17 780 000 Ballen a 500 Pfund im Jahre 1909 gestiegen. Der Weltbedarf an Baumwolle betrug 7 444 000 Ballen im Jahre 1884, er ist gestiegen auf 17 000 000 Ballen in der Gegenwart. Im Laufe eines Jahrhunderts sind alle anderen Textilfasern an Bedeutung hinter die Baumwolle zurückgetreten.

Am Ende des 18. Jahrhunderts verbrauchten Menschen jährlich 285 Millionen Kilogramm Flachs, 222 Millionen Kilogramm Schafwolle und nur 108 Millionen Kilogramm Baumwolle. Am Anfang des 20. Jahrhunderts steht die Baumwolle mit 4500 Millionen Kilogramm obenan. Es folgen Schafwolle mit 1130 Millionen Kilogramm und Flachs mit 500 Millionen. Dazu kommen noch 23 Millionen Kilogramm Seide und 1600 Millionen Kilogramm Jute. Was Wunder, wenn angesichts eines sich täglich steigernden Bedarfs das öffentliche Interesse mehr und mehr der Baumwolle sich zuwendet.



Baumwollpflückmaschine (Mechanismus in Tätigkeit).

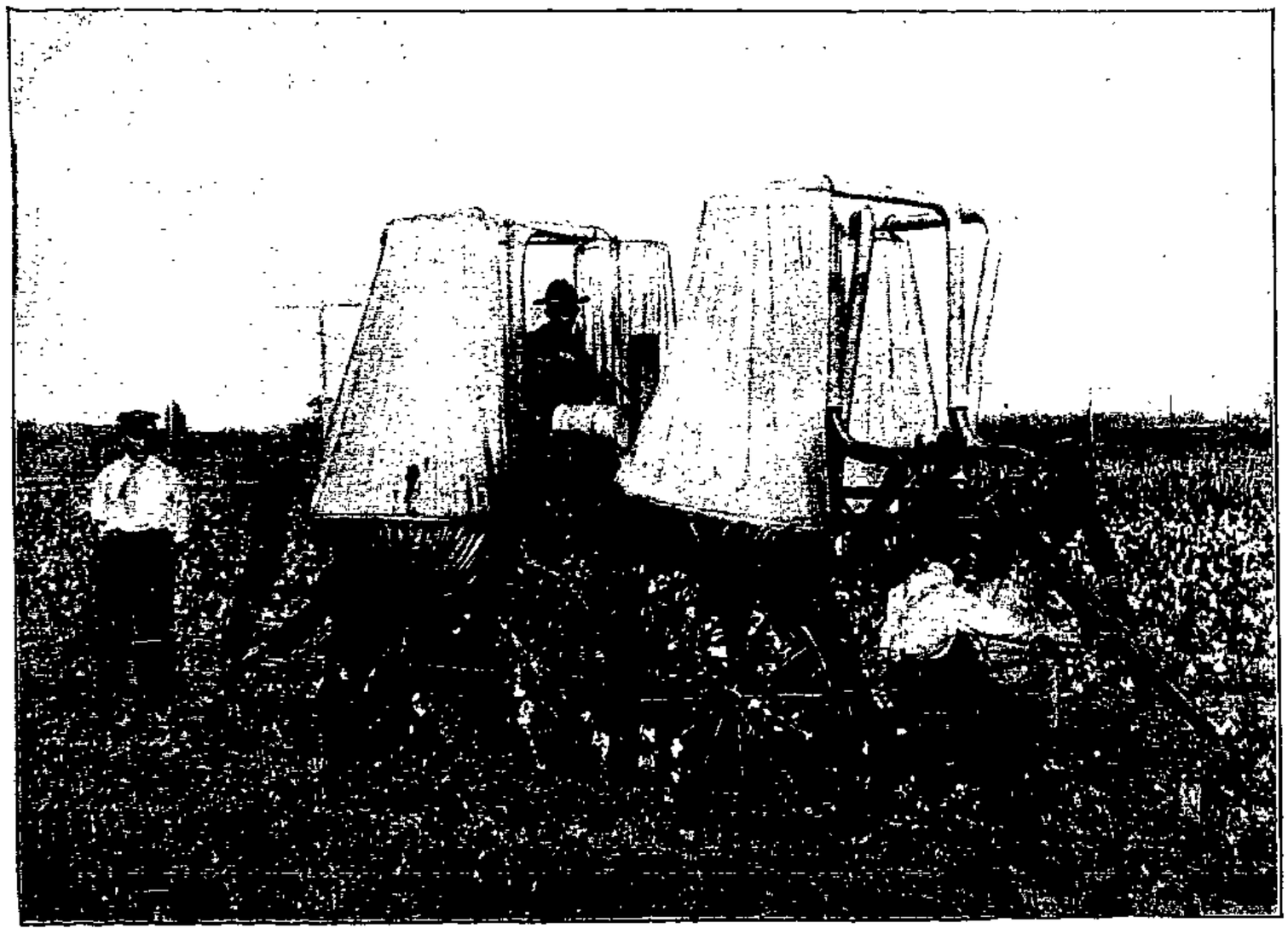
Die Baumwollpflanze ist ein Glied der Malvenfamilie. Ihr wissenschaftlicher Name ist Gossypium. Lange Zeit wurde Indien als ihre alleinige Heimat betrachtet, heute weiß man, daß sie auch in der neuen Welt heimisch ist. Sie wächst als Kraut oder Strauch, teilweise nimmt sie die Baumform an. Man unterscheidet fünf Hauptarten: Gossypium barbadense, Gossypium peruvianum, Gossypium hirsutum, Gossypium herbaceum und Gossypium arboreum. Jede dieser fünf Hauptarten setzt sich wieder aus vielen Spielarten zusammen. Die Baumwollpflanze neigt dazu, immer neue Arten hervorzubringen. Auf der Weltausstellung zu Paris hatte die nordamerikanische Regierung nicht weniger als 592 verschiedene Sorten ausgestellt. Die Pflanze erreicht je nach Art eine Größe von 0,5 bis zu 6 Meter. Die für den Handel wichtigste Art in den Südstaaten der Vereinigten Staaten Nordamerikas, die Uplandbaumwolle (Gossypium hirsutum) — eine vielfach verzweigte, nur einjährige Staude — wird bis zu zwei Meter hoch. Wo kein Frost sich einstellt, kann die Baumwollpflanze etwa 10 Jahre gehalten werden. Die mit jedem Tage ihre Farbe ändernden Blüten fallen am dritten oder vierten Tage ab und hinterlassen im Blütenkelche eine kleine Kapsel, welche sich allmählich immer mehr auswächst, bis sie die Gestalt und Größe eines Hühnereis angenommen hat. Dann platzt sie auf und öffnet ihre drei bis sechs Abteilungen.

In den Abteilungen haben sich die Samenkörner, allmählich immer größer werdend, entwickelt; jedes Samenkorn ist mit Haaren bekleidet, welche, wenn die Kapsel reif ist, in einem ausquellenden, rundlichen oder länglichen Büschel bis zu Faustgröße hervortreten. Die Reife der Kapseln erfolgt nicht auf einmal, sondern nach und nach, so daß sich neben reifen und reifenden Kapseln zu gleicher Zeit auch Knospen und Blüten an der Pflanze befinden. Das ununterbrochene Aufspringen und Reifen ständig neuer Kapseln gestaltet die Verteilung der Ernte auf einen längeren Zeitraum. In Amerika rechnet man auf eine Baumwollernte hundert Tage. Die qualitativ beste Faser ist die Sea Islandbaumwolle (Gossypium barbadense). Aus einem einzigen Pfund dieser Art hat man einen Faden von 260 Kilometer Länge gesponnen.

Baumwolle wird in allen fünf Erdteilen bis zum 40. Breitengrade nördlich und südlich des Aequators angebaut. Die für den Handel bedeutendsten Produktionsgebiete sind die Vereinigten Staaten Nordamerikas, Indien und Aegypten. Am besten gedeiht sie in den wärmeren Gegenden des gemäßigten Klimas, mit einer mittleren Wärme von 18 bis 26 Grad Celsius.

Wenn man die Welt als Ganzes betrachtet, verteilt sich die Zeit der Aussaat über das ganze Jahr, ebenso die Ernte. Die Baumwolle ist nicht mit Unrecht bezeichnet worden als ein Kind der Sonne. Viel Sonnenschein und Wärme sind für ihr Gedeihen unerläßlich. Sie bedarf ausreichender Feuchtigkeit und doch schaden ihr anhaltende Regen. Sobald die Knospen aufgeblüht sind, ist warmes und meist trockenes Wetter Bedingung ihres Gedeihens. Frost und scharfe Temperaturwechsel sind für sie tödlich.

Selbst dann, wenn die Kapsel ausgereift ist, verursacht stärkerer Regen außerordentlichen Schaden. Regen löst die Faser vom Samenkorn und spült sie ab. Scharfe Winde reißen die Faser aus der Kapsel und zerstreuen sie nach allen Richtungen. Diese Tatsachen lassen erkennen, weshalb der Cotton Belt der Vereinigten Staaten so außerordentlich für den Baumwollbau geeignet ist. Die weiten Ebenen des gewaltigen, an den Küsten zweier Meere gelegenen, von mächtigen Strömen durchzogenen



Baumwollpflückmaschine bei der Arbeit.

und mit zahlreichen Seen besetzten Gebietes bieten der Pflanze alles was sie braucht. Viele Tage mit genügend heiterem Himmel, entsprechende Menge und geeignete Verteilung der Niederschläge in den Monaten des Wachsens der Kapsel, viel Feuchtigkeit vom Mississippi und vom Meere, welche des Nachts als Tau niederfällt, fördern eine gedeihliche Entwickelung. Das Gesagte erklärt aber auch, daß die Zeit der Aussaat, je nach den klimatischen Verhältnissen und der geographischen Lage eines Gebietes, sorgsam ausgesucht werden muß. Im südlichen Texas beginnt die Aussaat Anfang März und in Nordkarolina Ende April, Aegypten sät im März und April, China und Japan im Mai, Indien im Juni, Juli und August, und in Brasilien erfolgt die Aussaat vom Dezember bis Juni. Für die Wachstumsperiode werden durchschnittlich 6 Monate gerechnet.

Die Aussaat wird in der Hauptsache in der Weise vorgenommen, daß nach gehöriger Vorbereitung des Feldes Längs- und Querschnitte in Abständen von einem Meter gezogen werden. An den Stellen, wo sich die Schnitte kreuzen, werden etwa 8 Samenkörner in die Erde gelegt. Die Körner werden zwei Zentimeter hoch mit Erde bedeckt, wobei man kleine Hügel bildet. Das ist die sogenannte Hügelpflanzung. Nachdem die Pflanzen gehörig aufgegangen sind, werden die weniger kräftig entwickelten herausgerissen und nur die kräftigste bleibt stehen; oder man zieht mittels eines Pflugs parallele Kämme in Abständen von einem Meter und legt mit Hilfe einer Maschine etwa alle 10 Zentimeter ein Samenkorn. Sodann werden wiederum, wenn die Pflanzen eine gewisse Größe erreicht haben, die zurückgebliebenen entfernt und man läßt nur in mittleren Abständen von 50 Zentimeter die kräftigsten stehen. Das ist die Reihenpflanzung.

Während des ganzen Wachstums ist die sorgfältigste Pflege erforderlich. Sobald die erste Kapsel aufgesprungen und die Faser herausgequollen ist, beginnt die Ernte. Der Arbeiter löst mit der Hand, die Reihen entlang gehend, die Flocken von der Staude und wirft sie in den an seiner Seite hängenden Sack. Die von dem Lehrer Eli Whitney im Jahre 1794 erfundene Sawgin oder Sägeepreniermaschine löst sodann die Wolle vom Samenkorn, worauf die Faser, in Ballen gepreßt, ihren Weg nach der Spinnerei antreten kann. Ein Pflücker pflückt durchschnittlich 100 Pfund täglich. Man hat berechnet, daß die Baumwollernte des Jahres 1905 an Pflückerlohn 75 000 000 Dollar erfordert hat.

Wie alles, was in der Natur vorhanden, Pflanzen wie Tiere, von Feinden umgeben ist, so auch die Baumwolle. Da ist der mexikanische Baumwollkapselrüsselkäfer, der Baumwollwurm, der Baumwollkapselwurm, der Schneidewurm, der Baumwollknopfenwurm und die Baumwollaus, welche in den amerikanischen Pflanzungen ungeheuren Schaden anrichten und den Schrecken des Pflanzers bilden. Da sind Heuschrecken und Ameisen in anderen Erdteilen, welche weite Gebiete des Baumwollbaues zu verwüsten imstande sind. In Amerika ist es im letzten Jahrzehnt ganz besonders der Kapselrüsselkäfer, ein kleines graues, fünf Millimeter langes Tierchen, welcher verheerend sich über das Baumwollgebiet ausgebreitet hat. Er wurde zuerst in Mexiko beobachtet. In den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden seine Verwüstungen so groß, daß die dortigen Farmer gezwungen waren, den Baumwollbau vorübergehend einzustellen. Als man nach längerer Zeit wieder anfing, Baumwolle anzupflanzen, war auch der Käfer wieder da „und vernichtete die ganze Ernte". 30 Jahre später hatte er den Weg bis zum Rio Grande zurückgelegt. Zwei Jahre später überschritt er den Fluß und nun fiel er in Texas ein. Heute ist das ganze Baumwollland von Texas der Tummelplatz des Käfers. Auch Louisiana und das Indianerterritorium sucht er heim. Man hat berechnet, daß er in etwa 15 Jahren den ganzen Cotton Belt überzogen hat. Durch Bohren und Fressen vermindert er die Lebenskraft der Kapsel. Der Verlust der Baumwollpflanzer in Texas wird pro Jahr auf 6¼ Millionen Dollar geschätzt. Ein wirksames Mittel zur Abwehr kennt man noch nicht.

Neben der Faser liefert die Baumwollpflanze eine Menge Nebenprodukte. Die

Fischmarkt in Amsterdam. Nach dem Gemälde von Hans Herrmann.

Ernte ergibt zwei Drittel Samen und ein Drittel Faser. Soweit der Samen nicht gebraucht wird für die Aussaat, gewinnt man aus demselben das Baumwollsamenöl; Baumwollmehl und Schalen verwendet man als Viehfutter. Außerordentlich wertvoll ist der Baumwollsamen auch als Düngemittel. In früheren Zeiten, als der hohe Wert des Samens als Düngemittel oder Viehfutter noch nicht bekannt war, wurde er als wertlos ins Wasser geworfen oder sonst beseitigt.

Die Geschichte der Baumwolle verliert sich im Dunkel der Zeiten. Allgemein wird Indien als Ursprungsland des Anbaues und der Verarbeitung angenommen. Zum ersten Male wird sie erwähnt um 600 v. Chr. in den religiösen Büchern der Brahmanen. Es wird bestimmt, daß die heiligen drei Fäden (Opferfäden), welche der Brahmane bei Ausübung seiner religiösen Handlungen um die Stirn geschlungen hat, aus Baumwolle bestehen müssen. Von hier aus hat sie ihren Weg nach China und Vorderasien genommen. Die Kriegszüge Alexanders des Großen brachten die Baumwolle nach Griechenland. Griechenland ist nach Professor Oppel das erste Land Europas, welches Baumwolle, allerdings nur in sehr geringem Umfange, anbaute und verarbeitete. Mächtig gefördert wurde sodann die Verbreitung der Baumwolle durch den Handel der Araber. Sie brachten die Faser unter anderem nach Sizilien und Spanien. Vor etwa 1000 Jahren wurde Baumwolle in Spanien angebaut. Auch die Kreuzzüge trugen sehr zur Kenntnis der Faser sowie der aus ihr bestehenden Stoffe in denjenigen Ländern bei, welche sie noch nicht kannten. Im 13. Jahrhundert kommt die Baumwolle nach England und findet als Docht Verwendung. Interessant ist, wie sich die Menschen des Mittelalters die Entstehung der Baumwolle dachten. Die Baumwolle war nach jener Annahme das Produkt eines Pflanzenschafes, genannt Barometz. Die Schafspflanze war ein doppellebiges Wesen, Pflanze und wirkliches Tier zugleich. Dieses Wesen wächst auf einem Baum. Sobald die Frucht reif ist, bricht sie auf und hervor tritt ein aus Fleisch, Knochen und Blut bestehendes, mit Wolle besetztes und mit der Pflanze untrennbar verbundenes Schaf. Nach späteren Darstellungen war die Pflanze eine Staude, welche als Frucht an ihrem oberen Ende ein mit dem Stamm durch den Nabel verbundenes Schaf hervorbringt. Das Schaf kann, da die Staude nicht hoch ist, alles Gras und Gewächs im Umkreis der Pflanze abweiden. Ist Futter nicht mehr vorhanden, so stirbt die Pflanze mit samt dem Schaf ab. Das phanphantastische Märchen wurde vom 13. bis 17. Jahrhundert allgemein geglaubt. Dicke Bücher und „wissenschaftliche" Darlegungen wurden geschrieben, und noch im Jahre 1725 hat ein Deutscher aus Danzig das Pflanzenschaf „wissenschaftlich" bearbeitet. Wie sehr ernste Männer an das Märchen glaubten, geht aus einer Erzählung hervor, welche der englische Ritter Sir John Mandeville in einem Werk über seine 1322 angetretene Reise nach dem Orient gibt. Nach Oppel lautet die Stelle:

„Und da wuchs eine Art von Früchten, als wären es Kürbisse; und wenn sie reif waren, konnte man sie essen und man fand darin ein kleines Tier in Fleisch, Knochen und Blut und als wäre es ein kleines Lamm in Wolle außen. Und man aß sowohl die Frucht als auch das Tier; und das ist ein großes Wunder. Von diesen Früchten habe ich gegessen. Und wenn dies auch wunderbar ist, so weiß ich doch wohl, daß Gott wunderbar ist in seinen Werken."

So sehr indessen auch im Laufe der Jahrhunderte des Mittelalters in den verschiedenen Ländern die Verarbeitung der Baumwolle zunimmt, ihre eigentliche so außerordentlich hohe Bedeutung in der Wirtschaft der Völker bekommt sie erst mit dem Entstehen der technischen Hilfsmittel der modernen Industrie. Im Mittelalter wurde sie nur als Einschlag in Ketten aus Leinengarn benutzt. Die feinen und haltbaren Fäden des Kettengarnes herzustellen war mit den primitiven Hilfsmitteln der damaligen Zeit nur schwer möglich. Es bedurfte der großen englischen Erfindungen, um die Baumwolle zur wichtigsten Faser einer die Welt umspannenden Industrie zu machen. Im Jahre 1740 wurde die Krempel erfunden, 1767 kam die Jennyspinnmaschine, 1769 die Waterspinnmaschine Arkwrights, 1755 die Mulespinnmaschine von Crompton und 1825 von Roberts der Selfaktor. Damit war die technische Vervollkommnung der Spinnwerkzeuge auf das höchste gesteigert. Die Massenproduktion an Garn in jeder gewünschten Qualität nahm ihren Anfang. Aber alle diese Erfindungen hätten ihren Zweck nur unvollkommen erfüllen können, hätte nicht gleichzeitig die Erfindung der Ginmaschine eine Massenproduktion von Rohbaumwolle auf den Baumwollfeldern Nordamerikas möglich gemacht. Erst die Entkernungsmaschine ermöglichte jenes gewaltige Quantum Fasernstoff vom Samenkorn alljährlich zu lösen, welche die modernen, schnell arbeitenden Maschinen Europas erforderten. In England begann nun jene Periode der Auflösung aller alten Verhältnisse mit ihren furchtbaren Erschütterungen der Gesellschaft, welche das Ende des 18. und den Beginn des 19. Jahrhunderts kennzeichnen. Schon die einfache Jennyspinnmaschine führte zu einer Revolutionierung aller Zustände. Ihre Anwendung im Spinnprozeß wirkte zurück auf die Landwirtschaft. Hunderttausende kleiner von den brutalen Expropriationsverfahren des Kapitals in den vorhergegangenen Jahrhunderten übriggebliebene Bauern wurden proletarisiert. Aus der Massenproduktion der Baumwollgarne erwuchs das Massenelend, die physische und moralische Degeneration, die furchtbaren Leiden und Schmerzen des englischen Proletariats, wie sie Friedrich Engels in seiner „Lage der arbeitenden Klassen Englands" so ergreifend schildert. So wuchs heraus die gewaltige Baumwollindustrie Großbritanniens, welche heute 60 Millionen Spindeln laufen läßt gegenüber nur 70 Millionen der ganzen übrigen Welt.

Wie in England die Jenny, die Mule und der Selfaktor die Versklavung der freien Arbeiter brachten, so führte in Nordamerika die „Sawgin" zunächst zu einer riesenhaften Ausdehnung der vorher nur schwach ausgedehnten Negersklaverei. Der ungeheure aus der Produktion der Rohbaumwolle resultierende Reichtum konzentrierte sich in den Händen weniger, ihre politische Macht skrupellos ausnutzender Plantagenbesitzer. Der Großplantagenbau wurde die herrschende Betriebsform. Immer mehr Fasern verlangte der Weltmarkt, immer mehr Hände wurden in dem schwach bevölkerten Land gebraucht, immer neue Hunderttausende afrikanische Sklaven wurden importiert. Hunderttausende starben auf dem Transport, Hunderttausende erlagen dem Klima, Hunderttausende gingen an den Folgen einer ungewohnten Arbeit zugrunde, aber imer aufs neue wurde im Namen des Christengottes Ersatz geschafft. Die Lage der Sklaven war entsetzlich; vermehrte sich doch die Nachfrage nach Baumwolle um jährlich 9 Proz. und der Sklavenbevölkerung nur um 6 Proz. Das im Jahre 1808 erlassene Verbot des Sklavenimports stand nur auf dem Papier. Noch in den Jahren vor 1860 wurden bis zu 25 000 Sklaven aus Afrika pro Jahr eingeführt. 1860 gab es in den Südstaaten 4 2116 000 Farbige, von denen nur 11 Proz. frei waren. Der Sklavenkrieg der 60er Jahre machte dem Menschenhandel ein Ende und führte zu vorübergehender Aussetzung der amerikanischen Baumwollproduktion. Der Plantagenbetrieb verschwand, die Farmerwirtschaft trat an seine Stelle. Die Stockung der Baumwollproduktion führte zur Stockung der englischen Baumwollindustrie und zum Hunger der Arbeiter. Erst nach Beendigung des Krieges kehrten normale Verhältnisse zurück. Man verweist auf die Zeit der Cotton famine, um, in der jetzigen Zeit der Knappheit an Baumwollfasern infolge ungenügender Ernte, den Anbau in wenig geeigneten afrikanischen Kolonien als einzige Rettung bezeichnen zu können. Unmögliches Beginnen. Afrika wird nie ernsthaft als Konkurrent Amerikas in Frage kommen. Gewiß wird Amerika in schnellem Tempo seine Industrie entwickeln und sich zum führenden Staate der Baumwolle verarbeitenden Industrieländer emporschwingen. Immer mehr werden aber auch die kapitalistischen Staaten zueinander in Abhängigkeit geraten; die Beseitigung der Politik der gegenseitigen Ausschließung wird die Folge sein. Die erst $^1/_{17}$ des gesamten zur Verfügung stehenden Areals umfassende Anbaufläche in den Vereinigten Staaten wird vergrößert werden. Der in unvollkommener Form schon vorhandene mechanische Baumwollpflücker wird den Anbau in Nord- und Südamerika, in Asien und anderen in Frage kommenden Ländern mächtig heben. Neue Verkehrswege, wie die Bagdadbahn, werden neue Quellen erschließen. Die alten Kulturländer des Orients werden in den Strudel der kapitalistischen Entwickelung gezogen und damit auch der Konsum an Baumwollwaren gesteigert. „Wenn mein Volk," so sagt ein geistreicher Chinese, „die Baumwolle so verwendete wie der Amerikaner, und jeder Chinese sein Hemd nur um einen Zoll verlängerte, würde die ganze Baumwollproduktion der Südstaaten hierzu nötig sein." Allerdings, der Kapitalismus aller Staaten erzeugt in jedem neuen Lande seine eigene Konkurrenz. Immer aufs neue erstehen Schwierigkeiten, früher oder später. Erst eine höhere Organisation der menschlichen Gesellschaft wird die Konflikte überwinden. Auch die Baumwollfrage wird erst endgültig gelöst werden im Sozialismus. —

Der Sonne entgegen.*

Durch die blühende Welt
bin ich dahingegangen,
als übers schlummernde Feld
Morgenglocken erklangen.

In den schwingenden Klang
mischten sich frohe Lieder,
jubelnder Lerchensang,
füllte die Lüfte wieder.

Und ein schimmernder Glanz
spann sich über die Heide,
die in rosigem Kranz
weithin glänzte wie Seide.

Höher und höher empor
wuchs der Glanz in die Weiten,
und durch ein goldenes Tor
sah ich die Sonne schreiten.

Hellauf flammte ihr Strahl
durch das weite Gelände,
über Berge und Tal
glitten die Segenshände.

Sacht übers Angesicht
strich mir der Sonnensegen,
und umflossen vom Licht
ging ich ihr jubelnd entgegen.

Karl Petersson.

* Aus dem empfehlenswerten Gedichtbuche „Sonnenblicke" von Karl Petersson (Hamburg, Auer & Co. Pr. 2 Mk.).

In der Elisabethstraße.

Aufzeichnungen von Anna Mosegaard.

Im Armeleuteviertel liegt sie. Eine dumpfe, schmale, lichtlose Gasse, in der sich die Nachbarn vom Fenster aus fast die Hände reichen können, ein übelriechender, schlechtgepflasterter, vom Schmutz des Gossenwassers bedeckter Gang — das ist die Elisabethstraße. Sehr alt und vernachlässigt ist diese Straße. Aber was tut's? Feine Leute passieren sie ja nicht, es wohnen ja „nur Fabrikleute" dort.

Wann, um welche Tageszeit zeigt jene Straße wohl ihr häßlichstes Gesicht? Um die Mittagszeit etwa, wenn die Sonne brütend über den schmutzigen Häusern liegt, wenn der Morast in den Gossen seinen jauchigen Atem zum Himmel schickt? — Wenn die Bewohner der Elisabethstraße paarweise über das holprige Pflaster schleichen, wenn der beißende Tabakgeruch, der ihren Kleidern anhaftet, die ohnehin dicke, verdorbene Luft schwängert? Oder am Nachmittag, wenn sie ganz vereinsamt ist, nur ein schnurrendes Kätzchen langgestreckt im Rinnstein liegt, vielleicht ein blasses Kind auf der Türschwelle sitzt und den schmutzigen Finger in das wellige Haar gräbt? Ist sie dann am häßlichsten? Oder übertrumpft der Abend noch den Mittag und den Nachmittag? Der Abend, an dem aus jedem Hause Schimpfen und Schreien gellt! Wenn der kreischende Marterton des Grammophons die wehmütige Weise der Mundharmonika übertönt? Wenn die Kinder, wie kleine aufgescheuchte Geister mit Oelflaschen, Handkörben und Broten im Arm über die Straße eilen? Nein! Der Morgen hat das furchtbarste Gesicht, das die Elisabethstraße zeigen kann. O, dieser Morgen! Um fünf Uhr schon beginnt der Tag, das heißt der Arbeitstag. Das Straßenpflaster ist noch feucht, schlüpfrig; ein ruppiger Spatz hüpft über den Weg und sucht sich sein Morgenbrot. Aus den Haustüren treten die ersten Frauen. Im Arm den schreienden Säugling, an der Hand das Zweitjüngste; das reibt sich die Augen, schreit und mag nicht die schlaftrunkenen Aeuglein aufhalten. Die Mutter reißt es mit sich, das Elend hat schon jedes Gefühl der Weichheit in ihr erstickt. Hinterher trabt die Aelteste mit Mutters Kaffeeflasche, im anderen Arme trägt sie ein buntes Kopfkissen, die Saugflasche und eine Tüte mit Zwieback. So gehts zur Pflegefrau. Die Kinder schreien schon, ehe sie „abgeliefert" werden. Die Mutter hört nicht darauf, nur fort, fort! Die Uhr ist gleich Sechs! Zu Dutzenden sieht man solche Gruppenbilder. Morgen für Morgen. Kluge Leute fragen oft: Warum schränkt sich doch die Frau nicht in ihrem Haushalt ein und bleibt bei ihren Kindern?

Einschränken! Als wenn sie dies nicht ohnehin müßte. Als wenn sie sich über das „Einschränken" nicht auch den Kopf zerbräche in den langen schlaflosen Nächten!

O, diese Nächte! Da schreit das Jüngste, die Mutter ist müde zum Umsinken; die Nacht ist ja so kurz! Die Nacht. . . . Für das Jüngste ist die Nacht schon vorüber, es hat ja den ganzen Tag schlafen müssen, die Pflegefrau will ihre Ruhe haben, wenn es nicht anders geht, hilft ein bißchen Schnaps in den Lutscher. Dort wie daheim ist das Kind eine Last. Ist es erst drei Jahre alt, dann muß es „sich" eben selbst „passen", so ist es immer gewesen, so hat es sich vererbt von Generation zu Generation. Die Mutter weiß es nicht einmal anders. Was wäre auch, wenn sie daheim bei ihren Kindern bliebe? Dann wäre eben in den meisten Fällen auch der Mann arbeitslos. Der Tabakarbeiter in Mitteldeutschland ist ein Märtyrer der Arbeit! Nicht nur, daß er lange suchen muß, bis er für sich selbst Arbeit findet, die schlecht bezahlt wird, nein, er ist auch verpflichtet, zwei weibliche Hilfskräfte zu stellen. Kann er das nicht, dann hat man eben keine Arbeit für ihn. Und darum ist er glücklich zu preisen, wenn die Frau, die Mutter seiner Kinder, in seinem Fach bewandert ist.

So steht denn an jedem Spinntisch eine kleine Familie. Mann und Frau, Braut und Bräutigam, Bruder und Schwester. Die Tabakfabrik verschlingt sie alle. Sie raubt ihnen ihre Kindheit, ihre Jugend, mergelt den Körper aus und bleicht früh die Wangen. Gibt es doch in der Elisabethstraße nicht wenige, die schon als Kind in der Tabakfabrik gefrondet haben. Als Vierjährige haben sie bereits Pakete geschichtet, als Säuglinge im Tabaksdeckenkorb geruht. Und später, da gehörten sie in der einen Hälfte des Tages der Schule, in der anderen der Fabrik an. Welch ein Segen, als das Gesetz das Verbot der Kinderarbeit herausbrachte. Was für Illusionen machten sich die Kleinen! Ach, und wie kurz, wie armselig war ihre Kindheit! Den ganzen Tag waren sie sich selbst überlassen, der Gasse anheimgegeben. Wie oft mußten sie das Wort hören: „Wenn Ihr doch endlich mitverdienen könntet!" Die Zeit kam schnell, da standen sie hinter den blinden Fensterscheiben und arbeiteten für drei Mark Lohn eine ganze Woche. „Wenn es doch erst wieder Sonntag wäre!" seufzten sie jetzt. Sonntag! Sollten sie auch den einzigen freien Tag in der Stube hocken? -- Nein! Hinaus! -- Bald sind sie dann auch auf dem Tanzboden zu Hause. Sie kennen ja keine andere Zerstreuung. So tanzen sie zwei, drei, höchstens vier Jahre, dann -- „müssen" sie heiraten. Der Vater des zu erwartenden Kindes zählt kaum zwanzig Jahre. Man lernt sich ja so schnell kennen in der Fabrik und auf dem Tanzboden. Die Kinderehe wird geschlossen. Das Kindchen kommt und hat kaum sechs Wochen eine Mutter, dann wird es zur Pflegefrau gebracht, wie ehemals seine Mutter und Großmutter.

Beim Zweiten werden die Sorgen, die Lasten größer, und die Eltern sind eigentlich selbst noch recht der Pflege bedürftig. Die junge Mutter sehnt sich nach Glück, nach Lebensfreude. Und findet beides nicht in der Ehe. Der junge Vater bereut bald seine Heirat, das ungemütliche Leben gefällt ihm nicht. Er haßt sein Weib, er sieht in ihr die Quellen aller Leiden; und er braucht sie doch in der Fabrik. Er sieht sie neben sich stehen mit blassen Wangen und hohlen Schläfen, und denkt nicht daran, daß sie mit ihm leidet und noch darüber hinaus. Sie seufzen beide unter dem Drucke des Kapitals. Mit dreißig Jahren sind sie verbraucht, mit fünfzig, wenn es hoch kommt, sind sie Greise. Meist aber liegen sie dann schon längst auf dem Friedhofe und die Kinder treten ihr Erbe, das heißt der Eltern Lasten, der Eltern Elend an.

Das sind die Bewohner der Elisabethstraße. Wenigstens in der Mehrzahl. Sie bilden sozusagen eine große Familie, und jedes einzelne Glied ist doch wieder grundverschieden.

Da ist das erste Haus auf der rechten Seite; die Leute nennen es „das Loch". In der Tat: ein Loch ist es. Von der Straße aus führt eine Treppe hinunter in die Tiefe. Die Wohnungen sind klein, feucht, lichtlos und — teuer. Alle Frauen aus dem „Loch" gehen zur Fabrik. Die Küche ist ein offener Raum, in der Grude steht das Mittagsmahl, und die Hauswirtin vergißt nie, ihre Nase hineinzustecken und den Aermsten vorzurechnen, wie man für zwanzig Pfennig ein „gutes Mittagsmahl" kocht. Das macht sie so: Sie geht zum Fleischer, kauft eine Schweinspfote für fünfzehn Pfennige, holt vom Krämer für fünf Pfennige Kartoffeln — Wasser kostet nichts — und das „gute Mittagsmahl" ist fertig. — Die gute Frau kann gar nicht begreifen, warum die Leute nicht bei ihr wohnen wollen; sie meint es doch so gut mit ihnen.

Neben dem „Loch" stehen noch ein paar Häuser, deren Bewohnern es nicht viel besser geht. Immer haben zwei Familien eine Küche. Das ist die eine Hälfte der Elisabethstraße, die andere ist noch eigenartiger. Wohnungen wie Vogelbauer; Höfe gibt es nicht. Schlafstuben ohne Fenster usw. Dann wieder ein Haus, gebaut wie eine Ruine. Der Hof zwei Treppen hoch auf einem Berge; daneben ist eine Spelunke, ein kleines fensterloses Zimmerchen, dort wohnte „Schön Hannchen". Niemand weiß, woher sie kam, wohin sie ging. Sie ist verschollen, ihr Name vergessen. Man sagt, das lange Sitzen im Tabaksdunst habe ihr nicht behagt, das Einschränken sei ihr schwer gefallen. „So oder so," habe sie gesagt und ist auf und davongegangen. Jetzt wohnt eine Witwe dort, die trinkt Branntwein und priemt.

Im nächsten Hause ist eine noch kleinere Wohnung, eine Puppenstube könnte man sie nennen. Dort haust das jüngste „Ehe"pärchen, das ich je gesehen. Sie ist achtzehn Jahre alt, er nicht ganz neunzehn, das Kindchen acht Wochen. Die Mutter, eine schöne volle Erscheinung, der Vater, Lehrling in der Tabakfabrik. Das Kindlein ist so winzig wie ein Püppchen, aber es lebt und die beiden haben ihre Freude daran. Im Häuschen des jungen Paares ist alles blitzblank, trotzdem die junge Mutter auf Arbeit geht. Rechtskräftig verheiratet sind sie natürlich nicht, aber das Glück in seiner lichten Gestalt sah ich in jenem Nestchen. Ueber dem Pärchen wohnt eine alte Jungfer; die schimpft weidlich auf das junge Paar und läßt beim Morgengrauen ganz heimlich ihren Liebsten heraus. Daneben stehen nun noch ein paar Häuser mit dumpfen Stuben, und muffigen Kammerräumen, dann hat es ein Ende; den Schluß der Elisabethstraße bildet der Elisabethbrunnen.

Der Elisabethbrunnen ist ein eisernes Rohr, das in einen Felsblock mündet und Tag und Nacht Wasser spendet, bald viel, bald wenig. Mitunter läuft der Eimer in ein paar Minuten voll, mitunter dauert es einen halben Tag. „Tröppelborn" hat ihn der Volksmund getauft, der Name paßt auch besser. Der Elisabethbrunnen steht in einer Steinnische, darüber prangt ein großes Schild: „Kein Trinkwasser!"

Sein Genuß soll den Typhus bringen. Die Milchmarie geniert das nicht. Sie tauft nicht selten ihre Milch am Elisabethbrunnen. Und die Liebespärchen treffen sich mit Vorliebe in der steinernen Nische, trinken das Wasser aus der hohlen Hand und fürchten den Typhus nicht.

Gegenüber dem Elisabethbrunnen liegt das Elisabethhospital, nach welchem die Elisabethstraße ihren Namen trägt.

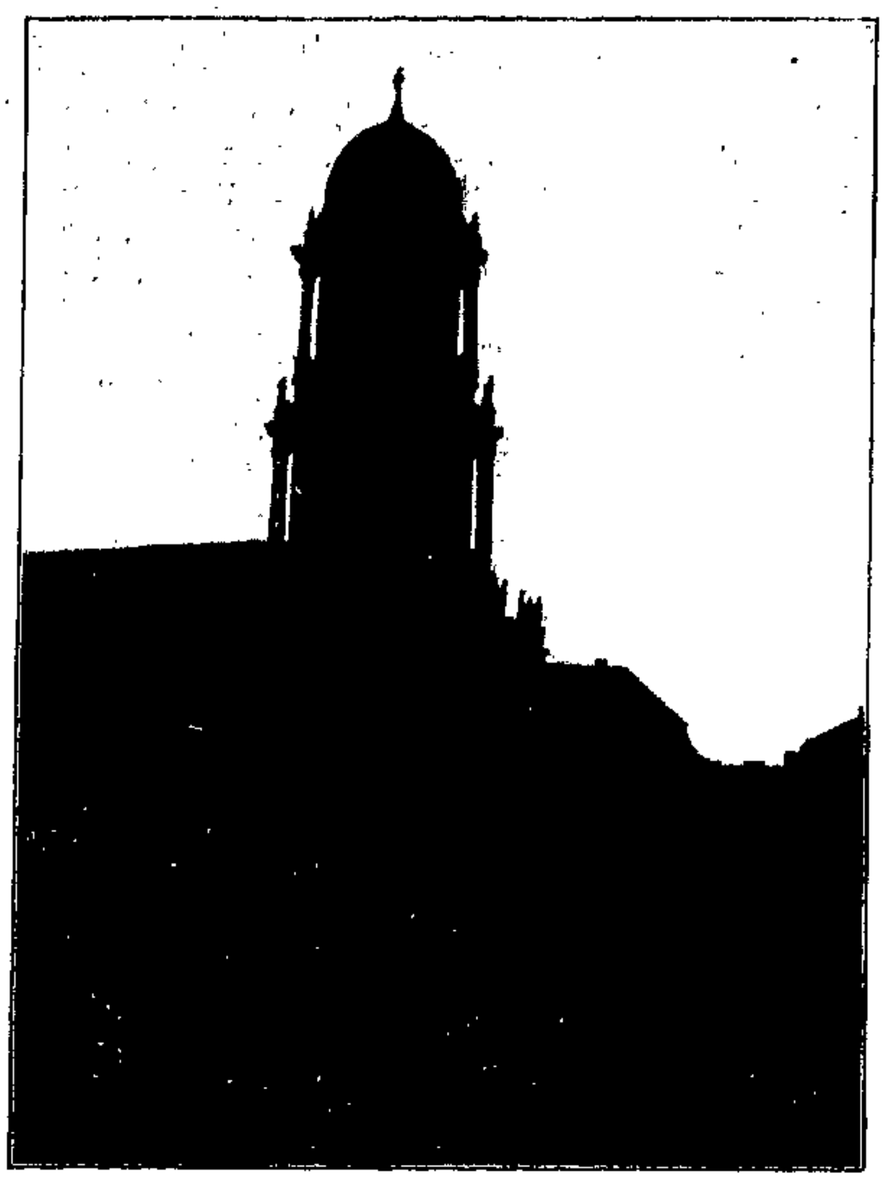
Nur zwei untere Hospitalfenster sind mit Gardinen verhängt. Gardinen, durch die allerdings noch viele Augen spähen können, Gardinen, deren wunderschönes Muster jedoch verrät, daß ihre Besitzerin einst ein Auge für Schönheit hatte. Diese Stube bewohnt eine Greisin. Eine adlige Dame, die verlassen von aller Welt ihren Lebensabend im Armenhause beschließt. In ihrer Jugend ist sie eine gefeierte Sängerin gewesen, mehr weiß man nicht von ihr. Jetzt geht sie zu den Leuten der Nachbarschaft und singt ihnen ein Lied für ein Stück Brot.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Schwebefähren. Die Brückenbauten über breitere Flüsse erfordern ungeheure Geldmittel. Werden sie in Stein ausgeführt, so ist man zu vielen Gründungen innerhalb des Flußbettes gezwungen, die teuer sind und zur Folge haben, daß die Schiffahrt durch die vielen Pfeiler behindert und gefährdet wird. Die großen Eisenkonstruktionen, mit denen man riesige Spannweiten überbrücken kann, kommen selbst in so breiten Strömen, wie dem Rhein mit ein oder zwei Strompfeilern aus, man führt daher fast nur noch solche Brücken aus, wenn es nicht — wie in Dresden bei der Augustusbrücke — auf die Erhaltung des Charakters eines Stadtbildes ankommt. Für den Fußgänger- und Wagenverkehr findet man auf breiteren Strömen noch sehr häufig die Schiffsbrücken. Das sind Brücken, die auf Pontons ruhen, von denen Teile ausgefahren werden können. Jedesmal, wenn nun ein Wasserfahrzeug passieren will, muß die Schiffsbrücke ausgefahren werden. Das bringt viele Unzuträglichkeiten mit sich. Der ganze Brückenverkehr muß warten, bis die Brücke ausgefahren, das Schiff passiert hat und die Brücke wieder eingefahren ist. Im Winter geht der Verkehr auf Fähren vor sich, wenn solche vorhanden sind, und ist für Fuhrwerke oft ganz unterbrochen. Nicht viel besser ist es mit den schwimmenden Fähren, bei denen ein kastenartiges Fahrzeug an einem oder mehreren im Wasser liegenden Drahtseilen, die den Fluß von einem Ufer zum anderen verbinden, entlanggezogen wird. Auch sie stören die Schiffahrt und sind bei Eisgang zumeist unbrauchbar. Frieren die Flüsse schließlich ganz zu, so ist gar nichts zu machen.

Man ist daher neuerdings zu ganz neuen Konstruktionen übergegangen, zu den sogenannten Schwebefähren. Unser Bild zeigt eine solche, die erste deutsche in Hamburg. Ein luftiges Eisengerüst überspannt den Fluß in so großer Höhe, daß die Schiffahrt dadurch nicht behindert wird. Auf dem Quersteg läuft in Schienen ein Wagen, der an Seilen oder festen Eisengestängen den Transportkasten trägt, dessen Boden etwa in Uferhöhe schwebt. Gefährte und Passanten werden eingeladen und durch die Laufkatze auf die andere Seite befördert, wobei das Ganze in der Luft über dem Wasserspiegel schwebt und von diesem ganz unabhängig ist. Diese Konstruktionen bieten erhebliche Vorteile. Sie sind nicht so teuer wie massive Brücken, weil ja das ganze Gerüst außer durch den Wind nur durch die verhältnismäßig leichte Fähre mit Inhalt beansprucht wird. Das Gerüst wird daher im Vergleich zu den ungeheuer schweren Konstruktionen, wie sie eben feste Brücken erfordern, sehr leicht; sie müssen in jedem Falle für große Lasten gewappnet sein, damit sie nicht Schaden nehmen. Die Bauten werden daher auch sehr viel billiger. Sie bieten zudem den Vorteil, daß sie z. B. bei elektrischem Antrieb sehr leicht bedient werden können. Die ganze große 33 Meter hohe und 80 Meter weit gespannte Einrichtung in Hamburg wird z. B. durch einen einzigen Mann bedient. Sie hat bereits eine Anzahl Nachahmungen gefunden, sowohl in Deutschland wie auch im Auslande. lc.



Das neue Berliner Rathaus,
das nach den Plänen des Stadtbaumeisters Ludwig Hoffmann erbaut worden ist, wurde am letzten Oktobersonntag eingeweiht.

Ein neues Geschichtswerk. Wie die Erdgeschichte neben Perioden einer allmählichen, langsamen Umbildung vulkanisch-eruptive Zeiten aufweist, in denen durch die Explosion gewaltiger Gasmassen und den Zusammenbruch unterirdischer Hohlräume die Erdoberfläche neue, wechselnde Gestaltungen gewann, so zeigt auch der Verlauf des gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses der Menschheit, wie die Zeiten langsamer Umgestaltung bisweilen durch gewaltsame explosive Umwälzungen, durch „Revolutionen", unterbrochen werden, die in verstärkter Kraftäußerung pietätlos den aufgehäuften Schutt und Moder vergangener Zeiten hinwegschwemmen.

Seit jener Zeit, da aus den früheren geschlechtsgenossenschaftlichen Zuständen sich der Staat als Herrschaftsorganisation bevorrechtigter oberer Standesschichten über unterdrückte niedere Schichten herausgebildet hat, haben immer wieder die sich in ihrem Lebenstrieb durch staatlich aufgerichtete Schranken beengt fühlenden unterdrückten Massen zu dem Mittel gegriffen, durch Umsturz der bestehenden Verhältnisse sich Raum für die Betätigung ihrer Lebenskraft zu schaffen. Die ganze innere politische Geschichte der Staaten des Altertums wie der mittelalterlichen Feudalstaaten ist im Grunde nichts als ein fortgesetzter, bald abflauender, bald wieder auflodernder Klassenkampf, in dem stets aufs Neue die unterdrückten Schichten die sie bindenden Fesseln zu sprengen suchten. Besonders aber wird in Europa der Beginn der kapitalistischen Wirtschaftsweise durch eine Reihe geschichtlich hochinteressanter Revolutionen eingeleitet.

Die genaue Kenntnis dieser politischen und sozialen Umwälzungen des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, ihrer Ursachen, ihres Verlaufs und ihrer Folgen, ist besonders für die Mitglieder einer Partei vom höchsten Interesse, die, wenn auch unter verschiedenartigen Umständen, heute wiederum eine gründliche Umgestaltung der bestehenden staatlich-gesellschaftlichen Lebensverhältnisse erstrebt. Es ist deshalb mit Dank anzuerkennen, daß die Verlagsbuchhandlung Vorwärts (Berlin) ihrer unter dem Titel „Kulturbilder" erscheinenden Sammlung populärer Geschichtswerke eine „Geschichte der Revolutionen"* eingegliedert und die Abfassung dieses Werkes einem parteigenössischen Historiker übertragen hat, der durch seine bisherigen historischen Abhandlungen — ein großer Teil ist davon in der „Neuen Welt" erschienen — die Gewähr für ein gründliches Quellenstudium und eine anschauliche, allgemeinverständliche Darstellung bietet.

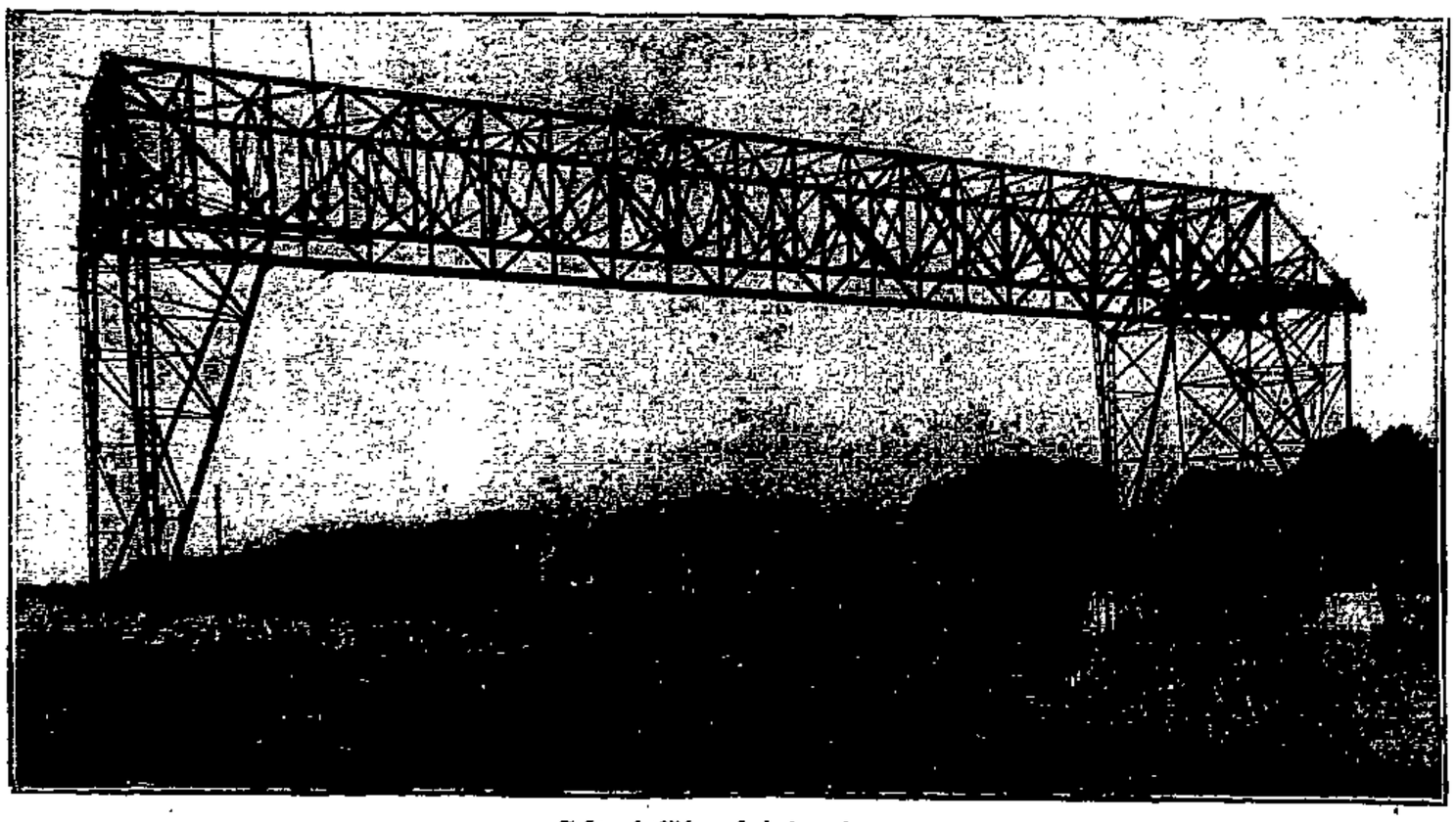
Bisher sind zwei in sich abgeschlossene Bände erschienen. Im ersten Band schildert Conrady kurz die wirtschaftliche Lage Westeuropas im sechzehnten Jahrhundert, den niederländischen Aufstand (1567—1651) und den Verlauf der englischen Revolution bis zur Errichtung der Republik (1649); der zweite Band enthält die Fortsetzung der englischen Revolution: die Herrschaft und den Sturz der Independenten, das Cromwellsche Protektorat, die Auferstehung des langen Parlaments, die folgende Restauration, die Politik Karls II. und Jakobs II., die Kämpfe zwischen Whigs und Tories, die Absetzung der Stuarts und die Thronbesteigung Wilhelms von Oranien.

Damit schließt jedoch Conrady, wie das meistens von den bürgerlichen Geschichtsschreibern des englischen Revolutionszeitalters geschehen ist, seine Darstellung nicht ab. Es folgt vielmehr in den letzten acht Heften eine prächtige Schilderung der wirtschaftlichen Entwickelung Englands im achtzehnten Jahrhundert, die von gründlichem Studium des englischen Wirtschaftslebens jener Zeit und seiner hauptsächlichsten Theoretiker zeugt: eine Ergänzung, die ich, wenn ich auch in einigen Punkten anderer Auffassung bin wie Conrady, doch als eine der wertvollsten Partien des ganzen Werkes schätze.

Ueberhaupt liegt in den wirtschaftspolitischen Ausführungen Conradys der hauptsächlichste Vorzug seiner „Geschichte der Revolutionen". Wie mancher parteigenössische Schriftsteller glaubt, auf den Titel eines materialistischen Historikers Anspruch zu haben, weil er in seiner Darstellung geschichtlicher Vorgänge auch von wirtschaftlichen Veränderungen spricht und vielleicht in einigen Fällen auch nachweist, daß die politischen Maßnahmen dieser oder jener sozialen Schicht durch wirtschaftliche Interessen diktiert waren. Conrady beschränkt sich nicht auf derartige kleine Zugeständnisse an die materialistische oder ökonomische Geschichtsauffassung. Ueberall tritt in seinen Darlegungen das Bestreben hervor, die politischen Vorgänge in ihren mannigfachen Zusammenhängen mit dem gesamten Wirtschaftsgetriebe als geschichtlich bedingte Erscheinungen aufzufassen. Dabei ist er bemüht, über die großen Interessenunterschiede zwischen Adel (Großgrundbesitz), Bürgertum, Geistlichkeit, Bauernschaft und dem sich entwickelnden städtischen und ländlichen Proletariat nicht die kleineren Unterschiede zwischen einzelnen Gruppen innerhalb desselben Standes oder derselben Klasse zu vergessen. Auch die Rück- und Nachwirkung der aus früheren sozialen Verhältnissen herausgewachsenen Lebensauffassungen und Traditionen wird nicht übersehen. Während z. B. viele Historiker aus dem Kampf der aufsteigenden niederländischen Handelsbourgeoisie gegen den feudalkatholischen Absolutismus einen „Glaubenskampf" machen, einen religiösen Meinungsstreit, in dessen Verlauf es als reiner Zufall erscheint, daß diese und jene Bevölkerungsgruppe österreichisch und katholisch gesinnt ist, eine andere hingegen mehr oder minder kalvinistisch, leitet Conrady die spezielle Färbung des Glaubensbekenntnisses aus der geschichtlich gegebenen Stellung der einzelnen politischen Gruppen im Widerstreit der ökonomischen Interessen ab. Und noch deutlicher tritt in seiner Schilderung der englischen Parteikämpfe im siebzehnten Jahrhundert der bestimmende Einfluß der Klassengegensätze hervor.

Leider entspricht die Illustrierung des Werkes nicht immer berechtigten Ansprüchen. Die beiden Bände sind mit Bildern überladen, und der historisch-anschauliche Wert dieses Bildermaterials ist teilweise recht zweifelhaft, ganz abgesehen davon, daß der bildlich dargestellte Vorgang oft mit dem Text nur in sehr losem Zusammenhang steht. Vornehmlich gilt das vom ersten Band. h. c.

* Dr. A. Conrady „Geschichte der Revolutionen". 2 Bände. Preis gebd. in Leinen 7 Mk., in Halbfranz 8 Mk. pro Band; außerdem in 50 Heften à 20 Pfg.



Schwebefähre bei Hamburg.

Nachdruck des Inhalts verboten! Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.